

Elizabeth W. Trahan

Geisterbeschwörung

Eine jüdische Jugend
im Wien der Kriegsjahre

*Aus dem Amerikanischen von
Elfriede Potyka*

Picus Verlag Wien

6.

Die schwarzen Streifen am Himmel sind nicht verschwunden, im Gegenteil, nun scheinen breite Schichten übereinander zu lagern. Aber der Wind hat sich wieder gelegt.

Auf dem Gebäude vis-à-vis der Kirche hängt eine große Tafel »Dorsey Gedenksteine. Gegründet 1923«. Daneben stehen Grabsteine in losen Reihen auf dem saftig grünen Rasen, wie zur Probe zusammengestellt. Einige sind hellgrau, andere dunkelgrau, und ein paar rötlichbraun. Keiner ist schwarz, und auf keinem ist ein Kreuz. Sind sie alle für Juden bestimmt? Oder betrachte ich die Welt noch immer zu sehr mit den Augen eines, den die Farben der Angst und des Todes, Gelb und Schwarz, gekennzeichnet haben?

Nachdem Thea mich am Donaukanal eingeführt hatte, verbrachte ich dort viele Nachmittage, entweder allein oder mit ihr und ihrem Gefolge – sie versteckten alle den Stern – und manchmal mit Walter. Nun aber, da Ilse Markstein nicht mehr hier war, der Bridgeclub aufgelöst, Theo zur Zwangsarbeit eingezogen, Thea deportiert, der freundliche Geist bei der Séance mich aufgefordert hatte, den Donaukanal zu meiden, Walter aus meinem Gesichtskreis verschwunden war und Leas Mutter mir die Tür vor der Nase zugeschlagen hatte, blieb mir am Sonntag nichts mehr, als mit einem Buch zu Hause zu bleiben.

Von dem Augenblick an, als ich Ilse Mezei kennengelernt hatte, änderte sich das. Sonntag war nun der Friedhofstag. Wer immer Zeit hatte, holte sich den notwendigen Erlaubnisschein für die Straßenbahn in der Kultusgemeinde – Angestellte der Kultusgemeinde hatten ihn automatisch, und ich benötigte ihn nicht, da ich ja keinen Stern trug. Man traf sich nach dem Mittagessen bei der Straßenbahnlinie 71 und fuhr zum Wiener Zentralfriedhof. Das vierte Tor, die jüdische Abteilung, wurde unser Landhaus, unsere Sommerfrische. Hier war es grün, es gab Bäume und gleich beim Eingang, noch vor den Grabreihen, war eine große Wiese. Hier konnten wir in der Sonne liegen und Ball spielen. Und es gab keine Warnungen oder Verbote: Das vierte Tor hieß alle Juden willkommen, die lebenden und die toten.

Zuerst schien es mir ein wenig gruselig, auf einem Friedhof zu

picknicken, zu singen, Karten oder Volleyball zu spielen. Ich staunte darüber, daß Ilse und Kurt, die orthodox waren, auch mitmachten. Dann fiel mir ein, daß die Toten ja kaum gegen unsere Anwesenheit protestieren würden. Wer weiß, vielleicht war ihnen unsere Anwesenheit sogar angenehm? Etwas, das ich nicht erwartet hatte, entstand in mir: Ein Gefühl der Solidarität, der Zugehörigkeit, und ich fing an, mich auf dem Friedhof zu Hause zu fühlen.

Aber wir machten uns auch nützlich. Eigentlich war das sogar der Hauptgrund, warum wir hier waren. In einer Ecke des Friedhofs war von den Mitarbeitern der Kultusgemeinde ein Gemüsegarten angelegt worden, der die Ausspeisung, das Spital und das Waisenhaus versorgte. Jeder Sonntag ohne Regen begann auf dem sogenannten Grabeland, wir stachen um, zupften Unkraut, gossen oder ernteten. Es war teilweise harte Arbeit, aber Kurt und Ilse ließen keinen vom Friedhof gehen, der nicht seinen Teil Arbeit geleistet hatte. Und Dr. F., der den Friedhof verwaltete und überdies Dithas Chef war, verfolgte unsere Feldarbeit, aber auch unsere »Freizeitaktivitäten« mit Argusaugen, und ließ immer wieder anzügliche Bemerkungen fallen, was ihm offensichtlich zweideutiges Vergnügen bereitete.

Wir vermieden es, ihm Anlaß für Klatsch zu geben, denn er sorgte dafür, daß alles in der Kultusgemeinde herum erzählt wurde – oftmals recht aufgebauscht. Und wäre es unseren Eltern zu Ohren gekommen, hätte es Schwierigkeiten gegeben.

Wie merkwürdig das eigentlich war: Jeder beobachtete den anderen ständig auf vermeintliche Liebschaften, als hätte es keine anderen Probleme gegeben. Wir jedenfalls taten so, und allmählich schien es wirklich der Fall zu sein. Denn einander mit echten oder erfundenen Eroberungen zu necken machte nicht nur Spaß, sondern war auch irgendwie tröstlich.

Laut Kurt interessierte sich Frieda für Theo, Theo für Trude, die wiederum für Harry. Aber für den interessierten sich auch Ilse und Renate. Ich bemühte mich sehr, nicht ihren Verdacht zu erwecken, denn auch ich fühlte mich zu ihm hingezogen. Tatsache war, daß Harry mit seinen großen, betörenden Augen alles hatte, was einen wahren Don Juan ausmacht.

»Ach, es ist schrecklich«, klagte er gerne, und zuckte in ge-

von früher wieder aufleben, lasen gemeinsam »Vom Winde verweht«, tauschten Tratsch aus, schrieben Postkarten an Frieda und versuchten, die knappen Mitteilungen, die wir von ihr und anderen Freunden aus Theresienstadt erhielten, zu deuten. Für gewöhnlich schaute Kurt zweimal am Tag in der Telephonzentrale vorbei. Es tat immer gut, ihn zu sehen, obwohl sogar er nun wenig fand, über das er hätte scherzen können. Ditha, die in der Friedhofsverwaltung arbeitete, konnte nur dann zu Ilse ins Büro kommen, wenn man sie an das Kinderheim »verlieh«. Renate war mit 14 dienstverpflichtet worden. Sie hatte eine Nische in einem Büro gefunden, war aber meistens so beschäftigt, daß sie nicht auftauchte.

Die Ausflüge auf den Friedhof waren selten geworden, auch schon vor Einbruch des Winters. Der August 1944 war trüb und feucht und der September auch nicht viel besser. Ich erinnere mich nur an einen Ausflug an einem Sonntag im Oktober, als es plötzlich warm geworden war. Wir waren nicht imstande, Heiterkeit vorzutäuschen. Es war zu deprimierend zu sehen, wie klein unsere Gruppe geworden war. Harry und Frieda waren in Theresienstadt, Ischu nach Gott weiß wo deportiert, Trude und Theo aus unserem Gesichtskreis verschwunden.

Hin und wieder kamen wir in Dithas Wohnung zusammen. Manchmal waren wir nur zu zweit, zu dritt, wenn Franz sich dazugesellte, und dann und wann kam Renate. Ilse hielt sich lieber fern. Sie zog es vor, die Sonntage allein oder mit Kurt zu verbringen. An den Samstagen gingen die beiden in den Tempel. Auf einer Postkarte, datiert mit 25. September 1944, schrieb Ilse an Frieda: »Zu den hohen Feiertagen ist es mir wieder bewußt geworden, daß nun niemand mehr hier ist, der so denkt wie wir. Wie gewöhnlich habe ich den größten Teil der Feiertage gearbeitet, hatte aber doch Gelegenheit, manchmal den Gottesdienst zu besuchen. Sie waren trotz allem sehr schön, obwohl sie nicht so feierlich waren wie sonst. Die Logen der Gemeindeältesten waren fast völlig leer.«

Auch von Lea sah man nichts mehr. Erst bei meinem kürzlichen Besuch erfuhr ich, daß das vierstöckige Haus, in dem sie gewohnt hatte, beim ersten amerikanischen Bombenangriff auf Wien, am 10. September 1944, völlig zerstört wurde. Zum